

Woodstock auf leeren Magen

Wie Ric Lee, der Schlagzeuger von „Ten Years After“, das Festival der Festivals erlebte

Die englische Bluesrock-Band „Ten Years After“ kommt am 9. Oktober nach Mergelstetten (ab 20 Uhr in der Festhalle) – ein Grund, mal mit Schlagzeuger Ric Lee über die Band zu sprechen, die nicht zuletzt wegen des Woodstock-Films Musikgeschichte geschrieben hat. Anna-Lena Buchmaier sprach mit Ric Lee über Hippies, das Verhältnis zum früheren Bandleader Alvin Lee, Frank Sinatra, viele glückliche Zufälle und manch anderes mehr.

Herr Lee, als „Ten Years After“ gegründet wurde, war Joe Gooch, der jetzige Frontmann, noch nicht mal geboren – wie passt ein so junger Musiker in eine Band, die seit Jahrzehnten guten alten Bluesrock macht?

In der Tat war ich besorgt, als ich Joe sah, weil er so viel jünger ist als wir. Er ist phantastisch, aber ich hatte Angst, dass wir neben ihm wie seine Väter aussehen würden. Aber das war nicht der Fall, wir ergänzen uns toll, er hat sich auch musikalisch bewiesen.

Wie steht es mit Alvin Lee – haben Sie noch Kontakt?

Ich habe seit vier Jahren nicht mehr mit Alvin gesprochen, das letzte Mal haben wir uns auf seiner Tour in Manchester getroffen, als er mit Johnny Winter unterwegs war. Wir haben geplaudert, ihm geht's gut.

Kommen alle noch gut miteinander aus oder gibt's Probleme?

Er war nicht begeistert, als er erfahren hat, dass wir den Bandnamen weiterbenutzen, er wollte, dass wir uns umbenennen, damit die Leute nicht verwirrt sind. Aber er spielt als Alvin Lee, wir als „TYA“, da sehe ich kein Problem.

Könnte es eine zweite Wiedervereinigung geben?

Ich weiß es nicht, ich kann nicht in die Zukunft sehen, aber man soll ja niemals nie sagen, ich hätte kein Problem damit.

Also sind Sie nicht zerstritten?

Nein, dafür ist das Leben zu kurz.

Wie hat sich die neue Besetzung auf die Band und die Musik ausgewirkt?

Als wir uns 2004 an unser Studioalbum „Now“ gemacht haben, wollten wir uns einerseits etwas moderner orientieren, andererseits auch den typischen Blues-Charakter von früher beibehalten. Wir haben mehr Wert auf die Texte und mehr Gefühl in die Lieder gelegt, und ich denke, wir haben uns weiterentwickelt.

Nach 43 Jahren Bandgeschichte mit „TYA“ sind die Bandmitglieder sicher nicht nur Kollegen, sondern auch Freunde geworden. Hat sich das Verhältnis untereinander über die Jahre hinweg verändert?

Stimmt, wir sind gute Freunde geworden und geliebt. Bei uns ist das wie bei gutem Wein: Je älter, desto besser. Ich habe gerade, als Sie angerufen haben, an meinem Buch „Von Mansfield to Woodstock“ geschrieben und in alten Erinnerungen geschwelgt.

Ihre Biographie?

Ja, ich hoffe, sie kommt nächstes Jahr raus.

Wie hat sich das Musikgeschäft über die Jahre geändert?

Drastisch – allein schon, wenn man auf Woodstock zurückblickt: Es gab keine Übertragungsleinwände für die 300 000 Zuschauer, die Tonanlage hat für die Zwecke nicht ausgereicht, die Bühnenabdeckung war mangelhaft – nicht vergleichbar mit heutigen Festivals. Ein anderes Beispiel: Heute kann man Musikaufnahmen zu einem Track zusammenfügen – eine große Hilfe. Früher mussten Leo (der Bassist Leo Lyons, Anm. d. Red.) und ich bei der Tonbandaufnahmen im Plattenstudio immer ganz exakt zusammenspielen, weil wir beide auf einer Tonspur aufgenommen wurden – es gab nur vier Spuren. Heute auf

CD geht das wesentlich einfacher.

Und wie hat sich die Rockmusik verändert?

Also ich persönlich höre Frank Sinatra – er ist einer meiner Lieblingsmusiker, aber ich bin offen für alles. Ich unterrichte Schlagzeug, und meine Schüler halten mich auf dem Laufenden. Sie zeigen mir immer neue Bands wie „Blink 182“, dann muss ich mich mit der Musik beschäftigen und meinen Schülern zeigen, wie man das spielt. Mein Sohn ist 15 und hält mich auch auf dem Laufenden.



Rock-Urgestein Ric Lee kommt am 9. Oktober mit „Ten Years After“ nach Mergelstetten. Foto: Kultopolis

den. Generell mag ich alles, wenn es gut gemacht ist. Was ich nicht mag, sind diese Musiktalentshows im Fernsehen – da nehmen die nur die Leute aus.

Sonntag, 17. August 1969 – was geht Ihnen durch den Kopf, wenn Sie dieses Datum hören?

Eine ganze Menge. Um 6 Uhr morgens haben wir uns von St. Louis nach New York aufgemacht – wir kamen direkt von einem Konzert mit Nina Simone. Dann sind wir mit dem Auto zweieinhalb Stunden nach Bethel gefahren und die letzten sechs Meilen mit dem Helikopter zum Festival geflogen, weil die Straßen blockiert waren. An Bord war ein Arzt, der uns davor warnte, aus offenen Dosen zu trinken oder ungekochte Speisen zu essen. Natürlich gab es nirgendwo auf dem Festival gekochtes Essen – wir haben bis ein Uhr nachts gehungert. Am nächsten Morgen bin ich erst mal in Bethel essen gegangen.

Als wir beim Festival ankamen, haben wir Joe Cocker, mit dem ich befreundet war, und die „Grease Band“ spielen sehen. Anschließend sollten eigentlich wir spielen, aber es regnete und stürmte zwei Stunden lang. Es hat ewig gebraucht, bis alles getrocknet war – wegen der fehlenden Bühnenabdeckung, lag die ganze Elektrik blank, es war echt gefährlich. Also mussten wir warten. Und als wir dann eigentlich spielen sollten, gingen „Country Joe and The Fish“ auf die Bühne. Sie hatten mit uns auf dem „Fillmore East“ gespielt und wollten auf keinen Fall nochmal nach uns drankommen, weil sie fanden, dass das Publikum nach unserem Auftritt erschöpft gewesen sei. Danach hat sich auch noch Johnny Winter vorgedrängelt, also war es 10 Uhr abends, als wir dran kamen, obwohl wir eigentlich am Nachmittag hätten auftreten sollen.

Wir begannen mit „Good Morning Little Schoolgirl“, weil es

aber immer noch feucht war, mussten wir die Gitarren vier Mal stimmen – nach Gehör! Da war uns schon etwas unwohl. In einem Club macht das nichts, aber vor 300 000 Leuten ...

Sie müssen sehr nervös gewesen sein?

Um ehrlich zu sein, bin ich bei jedem Auftritt nervös – bis ich den ersten Akkord höre.

Auch bei kleineren Auftritten wie in Mergelstetten?

Total. Es kommt nicht drauf an,

auf den Plakaten stand: „Three days of love, peace and music“.

Haben Sie Erfahrungen mit Drogen gemacht?

Ich habe eine Menge Alkohol getrunken, aber seit sechs Monaten trinke ich nichts mehr. Von harten Drogen hab ich die Finger weg gelassen, und das würde ich jedem anderen auch raten. Ich habe Erfahrungen mit Marihuana gemacht, aber entschieden, dass das nicht gut für mich ist.

Viele Ihrer Kollegen haben sich anders entschieden – und sind gescheitert.

Ja, das stimmt. Ich glaube, Peter Green ist das klassische Beispiel dafür. Ich halte es eher so, wie meine Mutter immer sagte: „Alles in Maßen“. Man muss es ja nicht bis zum Exzess treiben.

Ich schätze, das predigen Sie ihren Kindern heute auch?

Ja, erst letztes hatte ich mit meinen Kindern ein Gespräch über das Erwachsenwerden. Ich hab ihnen viel von meinen Erlebnissen erzählt. Durch mein Umfeld habe ich ja viel von Meinen mitbekommen. Ich habe gesagt, man muss sehr, sehr vorsichtig damit sein, was man tut und was man nicht tut.

Haben Sie heute eine andere Meinung von Woodstock als damals?

Eigentlich nicht. Aber richtig realisiert habe ich das Ganze erst, als der Film über das Festival rauskam. Durch die Reaktionen der Leute ist mir klargeworden, was wir da erlebt hatten.

Würden Sie sich im Rückblick als Hippie bezeichnen?

Ich glaube schon. Ich hatte die langen Haare und so. Aber ich habe mich schon öfters gewaschen (lacht).

Haben Sie noch Kontakt zu Woodstock-Musikern?

Ja, gute Freunde schon vor Woodstock waren die Jungs von „Canned Heat“. Mit Fito (der Schlagzeuger Alfonso de la Parra, Anm. d. Red.) bin ich seit 1968 befreundet.

Die sollten ja ursprünglich auch in Mergelstetten mit auftreten ...

Ja, ich glaube sie mussten wegen ihrer Tour wieder in die USA. Wir haben in den letzten drei Jahren viel in Deutschland und Amerika zusammengearbeitet.

Gab es einen Moment in Ihrer Karriere, wo Sie alles hinwerfen wollten?

Ja, mehrere. Wenn man drei Monate am Stück auf Tour ist, ist Stress vorprogrammiert. Man lebt in einem Kokon und lebt die ganze Zeit aufeinander: im Flugzeug, im Auto, im Hotel, bei Konzerten. Dazu kommt noch das Heimweh. Aber wir hatten einen guten Manager. Als ich ihm von meinen Ausstiegsplänen erzählte, sagte er: Bleib, ihr seit noch lange nicht am Ziel. Und er hatte Recht. Und jetzt, 40 Jahre später, spiele ich immer noch.

Also haben Sie es nicht bereut?

Nein. Ich habe viele Leute aufgeben sehen, die sich wünschten, sie hätten es nicht getan.

Haben Sie das Gefühl, etwas verpasst zu haben?

Ja, ich bereue es, nicht auf meinen Grundschullehrer gehört zu haben: Er sagte: „Lerne Klavierspielen“. Tja, jetzt kämpfe ich mich halt heute ab, ein Jazzpianist zu werden. Und Gitarre lerne ich auch, ob Sie es glauben, oder nicht.

Am 20. Oktober ist Ihr 65. Geburtstag – werden Sie, nehmen wir den Bandnamen mal wörtlich, in zehn Jahre danach immer noch auf der Bühne stehen?

Es ist verrückt, das zu sagen: Ich weiß es nicht. Ich werde es aber auf jeden Fall versuchen!

wie vielen Menschen da sind. Ich glaube, wenn man ein klein wenig Aufregung spürt, ist das für einen Musiker kein Nachteil.

War der Woodstock-Auftritt die Performance Ihres Lebens oder ein ganz normales Konzert?

Alles war etwas durcheinander, wir haben nur vier oder fünf Songs gespielt, dann mussten wir gehen, so viel haben wir nicht mitbekommen. Wir haben damals eigentlich gar nicht auf Festivals gespielt, wir hatten so viele eigene Konzerte in Amerika, dass unser Manager ursprünglich für Woodstock absagte wollte.

Sie hätten fast Woodstock verpasst?

Ja, uns wurde nicht viel Gage geboten, und wir haben immer unser eigenes Ding gemacht. Aber zum Glück hat uns unser Agent dazu geraten, doch noch zu spielen. Er überredete den Manager und sagte: „Janis Joplin spielt, Jimi Hendrix spielt, ihr müsst da spielen!“ Und das war auch unser Durchbruch, als der Film ein Jahr später rauskam, sind wir in der ganzen Welt berühmt geworden.

Wieviel Gage gab es denn und haben Sie die überhaupt erhalten – der Veranstalter hatte sich mit dem Festival ja ziemlich übernommen?

Wieviel es war, weiß ich nicht mehr, aber wir haben sie bekommen.

Das Festival soll ja total unorganisiert gewesen sein – haben Sie Woodstock auch als ein einziges Chaos wahrgenommen?

Nein, es war eigentlich sehr schön. Die Leute waren freundlich, und wenn man bedenkt, wie viele Leute an drei Tagen dort waren, gab es eigentlich keinerlei Probleme – es war genau so, wie es